

Nr. 224 Bromberg, den 29. September 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

Copyright by A. H. Payne, Verlang, Leipzig.
Printed in Germany.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Du hast also nicht geschlafen?"

Es dauerte eine Weile, bis Swire, der am ganzen Leibe zitterte, antworten konnte.

„Seine Hoheit!" stieß er hervor.

„Seine Hoheit" war der Spitzname, den Bruce im Gefängnis erhalten hatte, zufolge seines Aussehens, Benehmens und solcher Bruchstücke aus seinem Vorleben, die bekannt geworden waren.

„Auch hast du mich angelogen, als du sagtest, du hättest noch einige Zeit zu sitzen."

„Keineswegs. Vierundzwanzig Stunden sind im Zuchthaus eine lange Zeit."

Bruce antwortete mit einem grimmigen Lächeln.

„Vermutlich hast du alles gehört?"

„Nicht alles; aber genug."

Eine Pause folgte. Die beiden sahen einander wortlos an. Swire war der erste, der sprach.

„Laß mich los! Du zerquetschst mir ja die Schultern!"

Bruce nahm tatsächlich eine seiner Hände von Swires Schultern, aber nur um damit dessen Kehle zu ergreifen, die er so fest zusammendrückte, daß Swire den Mund weit aufriß wie in einem Starrkrampf. Als er nach einer Weile seine Finger löste, sank Swire regungslos zu Boden. Bruce beugte sich über ihn und betrachtete ihn forschend.

„Er ist nicht tot", murmelte er, „aber nahe daran."

Dann entknotete er das bunte Halstuch, das Swire trug, und fesselte damit dessen Beine. Aus seiner eigenen Tasche zog er sodann ein zweites und vollführte damit das gleiche mit den Händen seines Opfers.

Derart gesichert machte er sich mit seinen Werkzeugen über das von Swire begonnene Loch her. Nach einer Weile setzte heftiger Regen ein. Sturzbäche ergossen sich in das Loch und verwandelten es in eine Schlammgrube. Trotzdem arbeitete Bruce unverdrossen weiter.

Drei Fuß Tiefe waren bereits erreicht, und der Mann am Boden nahm schon den vierten in Angriff, mit stetig sinkenden Hoffnungen, als sein Grabstichel auf etwas Hartes, Metallisches stieß.

Inzwischen gab Swiree Zeichen zurückkehrenden Bewußtseins von sich.

„Wo bin ich? Was ist mit mir geschehen? Was zum —?"

Eine Reihe von Flüchen folgte. Bruce schnitt ohne ein Wort der Erwiderung ein Stück Rasen aus dem Boden und stopfte es in Swires Mund. Der Mann wand und krümmte sich, konnte jedoch weder aufstehen noch sprechen. Bruce hob ihn auf seine Schultern wie einen Sack und trug ihn einige hundert Schritte weit bis an den Zaun einer Pflanzung, wo er ihn niederlegte.

Einige Minuten später zog er aus dem Loch eine Blechkassette.

„Es war also doch kein Scherz Edneys", murmelte er, „außer wenn der Scherz darin besteht, daß die Kassette leer ist."

Er schaufelte das Loch zu und bedeckte es mit einem Stück Rasen, das er an einer anderen, abseits gelegenen Stelle ausstach. Dann nahm er die Kassette unter den Arm und schritt aus dem Park. Den unglücklichen Swire, der gefesselt und geknebelt im strömenden Regen am Zaun lag, hatte er anscheinend völlig vergessen.

Als er das Tor des Parkes hinter sich gelassen hatte, eilte er so schnell wie er, ohne aufzufallen, konnte, seiner neuen Behausung zu. Der Regen hatte die Menschen von den Straßen vertrieben, er begegnete kaum einer Seele. Die Bewohner des Hauses Dulverton Road 25 schienen sich bereits zur Ruhe begeben zu haben. Ohne gesehen zu werden, erreichte er sein Schlafzimmer. Dort angelangt war es sein erstes, sich im Spiegel zu betrachten. Was er sah, erregte seine Heiterkeit.

„Es ist sehr zu wünschen", sagte er sich, „daß Edneys Kassette etwas von Wert enthält, denn dieser Anzug ist hin."

Er zog sich aus und wusch sich vom Kopf bis zu den Füßen. Danach machte er sich an die Untersuchung seines Fundes.

Die Kassette war verschlossen, und er besaß keinen Schlüssel. Ein solcher hätte ihm auch nichts genützt, denn das Schloß war vom Rost zerfressen, und der Deckel mit dem Unterteil durch den Rost wie zusammengeschweißt.

Zunächst schüttelte er die Kassette, aber kein Laut drang aus ihrem Innern. Das war nicht sehr vielversprechend, dennoch machte er sich mit Eifer daran, sie zu öffnen. Dies erforderte geraume Zeit, denn er verfügte nur über ein Messer, die zwei Gartenwerkzeuge und Mrs. Ludlows Feuerzange.

Als der Deckel sich endlich abheben ließ, wurde es klar, warum die Kassette beim Schütteln keinen Laut von sich gegeben hatte. Alle Hohlräume im Innern waren mit Watte fest ausgestopft. Der Inhalt erwies sich als sehr verschiedenartig. Bruce befreite ihn von der anhaftenden Watte und breitete ihn auf dem Bett aus.

Das erste, was ihm in die Hände fiel, war ein Scheckbuch mit hundert leeren Blättern, Orderschecks der Depositenkasse der Nationalbank am Strand.

Über die wichtige Frage, ob ein zugehöriges Konto vorhanden war, gab Bruces zweite Entdeckung, ein Paßbuch, Auskunft. Auf dessen Pergamenteinband stand der Name des Inhabers geschrieben: Robert Smithers. Darin befand sich nur eine einzige Eintragung unter einem etwa sieben Jahre zurückliegenden Datum: Pfund 1 000.— in bar.

„Tausend Pfund!" murmelte Bruce. „Keine üble Summe für jemanden, der nur noch ein paar Schillinge in der Tasche hat."

Die Seitentasche des Bankbuches enthielt zwei Blatt Papier. Das eine stellte eine Quittung derselben Bank über ein wöchentlich kündbares, verzinsliches Depot von fünfhundert Pfund dar, das andere war ein Zettel mit den Worten: angegebene Adresse: Cosmopolitan Hotel, Charing Croß.

Der nächste Gegenstand war ein Briefumschlag mit einem ausgefüllten Formular darin, das besagte, daß vor acht Jahren eine mit Robert Smithers bezeichnete Persönlichkeit gegen Zahlung von so und so viel das Recht erworben habe, den in den Stahlkammern der Safe Deposit Company in Shoe Lane gelegenen Tresor Nr. 226 fünfzig Jahre lang ausschließlich zu benutzen. In das Papier eingefaltet war ein zweites, das einen Schlüssel von absonderlichen Formen enthielt. Darauf stand das Wort: Tresorschlüssel und unter diesem: Robert Smithers (meine Unterschrift). Hier war also endlich das Zauberwort: Sesam, öffne dich; die Unterschrift, ohne die niemand zu dem von Edney aufgehäuften Schatz gelangen konnte.

Nur zwei Gegenstände verblieben noch, eine Brieftasche mit zwanzig Fünf-Pfundnoten und ein kleiner Rehlederbeutel mit fünfzig Sovereigns.

„Etwas Greifbares wenigstens", dachte Bruce. „Mit hundertfünfzig Pfund kann man schon eine Weile leben, wenn der übrige Schatz sich als problematisch erweisen sollte." Es war sicheres Geld, während, wie er sich sagen mußte, auf der Innenseite des Sesams vielleicht Verderben lauerte.

*

Der folgende Tag war ein Sonntag. Es regnete unaufhörlich. Aus diesem Grunde — und einigen anderen, einschließlich seiner mangelhaften Garderobe — blieb Bruce zu Hause, in sorgsamer Überlegung seiner Lage. Am Montag morgen schien die Sonne wieder. Als der junge Mann sein Frühstück beendet hatte, kam Mrs. Ludlow ins Zimmer, um abzuräumen.

Sie blieb länger, als nötig war. Anscheinend hatte sie etwas auf dem Herzen.

„Sie werden es mir hoffentlich nicht übelnehmen, Mr. Smithers", sagte sie nach längerem Zögern, — Bruce hatte beim Einzug diesen Namen angegeben — „aber darf ich fragen, ob Sie eine Stellung haben?"

„Leider nein."

„Sie sehen sich wohl nach einer neuen um?"

„Augenblicklich nicht."

„In diesem Falle — und da Sie mir ein völlig Fremder sind — werden Sie es vielleicht verstehen —"

„— daß Sie die Miete im voraus bezahlt haben wollen, nicht wahr?"

„Seien Sie mir nicht böse, daß ich es erwähnte, aber Geld ist knapp bei mir."

„Wie heutzutage bei den meisten von uns. Ich bin nicht im geringsten böse, Mrs. Ludlow, und werde Ihnen gerne im voraus zahlen."

Er übergab ihr zwei Goldstücke, seine eigenen. Nachdem Mrs. Ludlow gegangen war und als er das Wechselgeld betrachtete, sagte er sich:

„Das entscheidet die Sache. Kaum ein Pfund übrig. Und was ist ein Pfund für einen Mann mit meinen Lebensgewohnheiten? Ich fürchte, ich werde doch Edneys Erbschaft antreten müssen."

In seinem zweiten Anzug und mit dem durch den Regen unförmlich gewordenen steifen Hut auf dem Kopfe trat er ins Leben hinaus. In der Hauptstraße kaufte er sich einen anderen steifen Hut und einen Zylinder. Geschmückt mit diesem fuhr er auf dem Verdeck eines Omnibusses in die Stadt.

In Bond Street ließ er sich für einige Anzüge Maße nehmen und machte ein paar andere Einkäufe. Dann schlenderte er zum Strand, an der Depositenkasse der Nationalbank vorbei, und von da zu der Safe Deposit Company in Shoe Lane, deren massive, soliden Reichtum verratende Steinmauern er angelegentlichst betrachtete.

Am Abend wollte Bruce in seiner Wohnung das Kaminfeuer auffüllen, aber der Kohlenkübel war leer. Auf sein Klingeln erschien Miß Ludlow, der er sein Begehren mitteilte. Sie wollte den Kübel ergreifen, aber er verwehrte es ihr.

„Gestatten Sie, Miß Ludlow", sagte er, „wenn Sie mir zeigen, wo die Kohlen sind, werde ich selbst welche holen."

Das junge Mädchen gab ihm jedoch zu verstehen, daß sie einen solchen Eingriff in ihre Pflichten nicht wünschte. Sie nahm den Kübel und ging hinaus, Bruce ärgerlich zurücklassend.

„Ich kann mich von dem Mädel nicht bedienen lassen", sagte er sich. „Sie ist zu gut dazu, um untergeordnete Hausarbeit zu verrichten. Haben die Leute keine Dienstboten?"

Als Miß Ludlow mit dem Kübel zurückkehrte, richtete er an sie diese Frage.

„Nein, wir haben keine Dienstboten", war ihre Antwort. „Mutter und ich besorgen die ganze Arbeit."

„Fällt Ihnen das nicht schwer?"

„Ja, aber alles im Leben ist schwer. Man gewöhnt sich jedoch schließlich daran."

„Wenn Sie mir gestatten, werde ich einen Jungen annehmen, der die schwere Arbeit besorgt, wie Schuhe putzen, Kohlentragen und so fort."

„Das ist sehr nett von Ihnen, aber wir können es uns nicht leisten."

„Ich würde ihn natürlich bezahlen."

„Dann würden Sie uns den Betrag von der Miete abziehen, und wir sind auf jeden Pfennig angewiesen."

„Unsinn! Wenn ich mir einen dienstbaren Geist in Gestalt eines hoffnungsvollen Jünglings zulege, ist das ganz meine Sache. Habe ich nicht das Recht, mich bedienen zu lassen, wie und von wem ich will?"

Eine feine Röte überzog ihre Wangen, und ihre Augen wurden weich. Bruce sagte sich, daß es sehr schöne Augen waren, groß, braun und sonnig. Sie sahen ihn zutraulich an.

„Hoffentlich nehmen Sie nicht übel, was Mutter Ihnen heute morgen sagte? Sie hat sehr viele Sorgen und ist ängstlich geworden."

„Sie hat ganz recht gehabt. Einem Fremden darf man niemals trauen. Ich bin hierhergekommen mit einer alten, abgeschabten Reisetasche und ein paar Kleidungsstücken darin, herzlich wenig als Sicherheit für die Miete. Übrigens, haben Sie nicht noch einen zweiten Mieter?"

„Ja, einen Mr. Rodway. Er wohnt schon bei uns, seit wir hier eingezogen sind. Er ist Bankbeamter und in derselben Bank wie mein Bruder."

„Welche ist das?"

„Die Depositenkasse der Nationalbank am Strand."

„Die Nationalbank am Strand? Ein sonderbarer Zufall!"

Mein Bruder ist viel älter als ich", fuhr das junge Mädchen fort. „Er ist Kassierer. Warum übrigens ist es ein sonderbarer Zufall?"

„Weil ich in derselben Bank ein Konto habe."

„Sehr viele Leute haben Konten dort", erwiderte sie. „Ich kann nicht einsehen, daß in Ihrem Falle etwas Sonderbares liegt. Übrigens gehe ich morgen hin, um mit meinem Bruder zu sprechen."

„Wirklich? Dann sind Sie vielleicht so liebenswürdig, einen Scheck für mich zu kassieren?"

„Mit dem größten Vergnügen."

Als sie aus dem Zimmer ging, war er eine Beute sehr geteilter Empfindungen. Was hatte er getan? Die Brücken hinter sich abgebrochen! Mit einem Wege vor sich, der ins Ungewisse führte. Wohin? Nur die Zeit konnte eine Antwort darauf geben.

Selbst wenn er ihr keinen Scheck zum Kassieren mitgäbe, würde sie ihrem Bruder von dem neuen Mieter, der ein Konto bei seiner Bank hatte, erzählen. Das Nächste würde sein, daß die Bank sofort Nachforschungen anstellte und alles wieder aufrührte, was mit der Eröffnung der zwei merkwürdigen Konten zusammenhing. Ganz abgesehen davon, benahm er sich nicht wie einer jener feigen Fälscher, die aus Angst, selbst am Bankschalter zu erscheinen, das Odium der Entdeckung auf die Schultern eines unschuldigen Helfers abwälzen? Was würde dem Mädchen geschehen, wenn der Schwindel an den Tag kam? Mindestens würde sie als Zeugin gegen ihn aufzutreten haben. Dieser Gedanke löste in ihm keine Freude, aber Galgenhumor aus. Er lachte hell auf.

Das Endergebnis seiner Überlegungen war, daß er Edneys Scheckheft und Bankbuch zur Hand nahm und aus diesem das Blatt mit der Unterschrift „Robert Smithers" zog. Dann verschaffte er sich Schreibzeug und ging daran, die Unterschrift nachzuahmen.

Er füllte einen Bogen Papier mit dem Namen Robert Smithers. Als er am Fuß der zweiten Spalte angelangt war, glich die Unterschrift der Vorlage so sehr, daß selbst ein Schriftsachverständiger kaum einen Unterschied hätte

wahrnehmen können. Danach schrieb er einen Scheck auf fünfzig Pfund aus und unterzeichnete ihn: Robert Smithers.

Seine Nachtruhe war von keinerlei Gewissensbissen gestört. Diese stellten sich jedoch am nächsten Morgen ein. Als er aufstand, hatte er seinen Entschluß geändert.

„Sie darf nicht mit hineingezogen werden", sagte er sich. „So weit ist es noch nicht mit mir gekommen, daß ich mich hinter Frauenröcke verstecke. Ich werde den Scheck persönlich kassieren."

Nach dem Frühstück kam Miß Ludlow in Hut und Mantel zu ihm ins Zimmer.

„Haben Sie den Scheck ausgeschrieben?"

„Den Scheck?" fragte Bruce, als erinnere er sich nicht.

„Ja, den ich für Sie kassieren soll."

„Ach so! Es war sehr lieb von Ihnen, daran zu denken, aber ich werde es selbst besorgen. Es sind vielleicht Formalitäten zu erledigen, die Ihnen lästig sein würden."

„Sie würden mir aber einen Gefallen damit tun. Der Direktor der Bank sieht es nicht gern, wenn seine Beamten in den Dienststunden Privatbesuche empfangen. Der Scheck soll mir als Vorwand dienen."

„Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweise, so soll es mir recht sein."

Es war ihm zwar nicht recht, aber was konnte er tun? Er gab ihr den Scheck: „Kleine Noten, wenn ich bitten darf, und wenn Sie Schwierigkeiten haben sollten, erinnern Sie sich bitte daran, daß ich Sie gewarnt habe."

Sie nickte lächelnd. „Ich bin an Schwierigkeiten gewöhnt und nehme sie gerne auf mich. Sie werden nicht so schlimm sein."

Bruce war anderer Meinung, und der Gedanke an das, was ihr möglicherweise bevorstand, entfachte einen Sturm in seinem Innern, wie er ihn seit zwei Jahren nicht mehr erlebt hatte. Er wußte, daß er nun stundenlang die Qual der Ungewißheit in vollstem Maße auszukosten haben werde, eine doppelte Qual, weil sie auch das junge Mädchen mit einschloß, das ihn vertrauensvoll, mit seinem Scheck in der Hand, verlassen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Kraut.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Der Sommer hat sich längst besonnen und seinen Feldherrnstab dem milden, kühlen Herbst abgetreten. Dieweil durch die Täler die Nebelschwaden ziehen, brummt aus den vermummten Dörfern die Dreschmaschine und übertönt den Takt der altmodischen Drischeln bei den Häuselleuten, die sich noch keinen Motor leisten können.

Droben am Bergacker steht die Hillerin in der Feierabendstille und greift in die Krautköpfe, ob sie schon taugen. Nebelumwittert wie eine Fee der Vorzeit oder eine gespenstische Trud ragt sie gegen den Himmelsrand. Aber die Meinung, die sie mit Kennermiene kundtut, rückt sie aus dem herbstlichen Mummenschanz wieder in Gegenwart und Wirklichkeit: Ja, groß und fest und hart sind sie, diese Krautköpfe, wie die Mannsbilder. Morgen muß es heim. Dem Herrn sei Dank, daß es wieder so gut ausgefallen ist. Was wär' ein Bauerntisch ohne Kraut? —

Am nächsten Tag schon rücken die Hillerischen aus wie die sieben Schwaben, voran der Hillerische selber mit einem Mordssäbel aus dem siebziger Feldzug, und schon purzeln die Krauthäupter haufenweise in die Altfurchen, daß die Kinder und Ehholden grad zu tun haben mit dem Aufheben und Verladen. Wenn's ans Kraut geht, hat der Hiller allemal einen heiligen Eifer, und er säbelt drein wie im Türkenkrieg. Da kann er sich seinen ganzen Jahreszorn auslassen, ohne daß sich die Obrigkeit um ihn kümmert.

Vierzehn Tage lang liegt nachher ein solcher Krautberg im Kaiblgarten hinterm Backofen, eine altbayerische Cheopspyramide, bei deren Anblick jedem Hillerischen Hausmann das Herz im Leibe lacht. Denn die Hillerischen sind trotz des Herbstes nicht so vernebelt, daß sie die Genüsse nicht ahnten, die aus diesem Wonneberg wittern. Der Hiller selbst gibt seiner Vorfreude beredten Ausdruck: „Derselbige, der wo das Kraut erfunden hat, der muß ein ganz Ausgestochener gewesen sein. Warum, frag ich, hat man demselbigen kein Denkmal nicht gesetzt? Lumperei übereinander! Der hätt' eins verdient, ein Denkmal, und im Wappenschild einen endsgroßen Krautskopf."

Am Tag nach Martini hat der Krautberg draußen im Kaiblgarten genugsam ausgezogen. Da kniet die Hillerin mit ihren Weibsbildern in der großen Bauernstube und schruppt und scheuert knierutschend hin und her, daß der Boden blankgolden gleißt wie eine Honigwabe. Der große Bauerntisch ist an die Stubentüre gerückt, damit die Hausleute mit ihren Socken nichts mehr verdrecken können. Der ganze Bodenbereich beim Herrgottswinkel ist mit mächtigen Leinlak'n überdeckt, damit das Edelgut des Krautes ja mit keinem Stäublein versehrt werde. Inmitten dieses gefriedeten Banngebietes steht der altväterische Krauthobel, erzbereit, die mächtigen Maser in feine Fäden zu zerlegen. Der Hiller selbst besorgt das Zerschneiden mit dem angestammten Hobel, auf dessen Seitenbrettern noch die Namenszüge eines Urvorfahren mit einer Jahreszahl stehen, die von den Heutigen keiner mehr lesen kann.

Wie ein Feldherr steht der Hiller gebietend im Bereich des Krautsegens und sorgt im überlegenen Befehlstone dafür, daß einerseits die Krautköpfe richtig hereinkommen und andererseits das gewonnene Gut ordnungsmäßig in die Fässer kommt, die in der Krautkammer schon längst bereit stehen. Dort sitzen die Knechte mit aufgestülpten Hosenbeinen um den großen Zuber zur peinlichsten aller Fußwaschungen, von der Hillerin selber gleich einer sakralen Handlung überwacht. Nicht daß einer von den gleichmütigen Kunden mit halb gewaschenen Füßen zum Krauteintreten in die Fässer abrückt! Drei-, viermal wechselt sie das Wasser im Zuber höchsteigenhändig, und allemal wieder untersucht sie jede Sohlenklunse, ob nicht doch noch ein Fäserlein Stallmist oder ein Erdpätzlein darin sein Heimatrecht behaupte.

Erst wie alle Füße blitzsauber sind, gibt sie gnädig Befehl zum Einsteigen in die sich allmählich füllenden Fässer.

„Mein", sagt der Hüterbub, „ist das eine Gutheit — das Krauteintreten! Wie fein das kitzelt!"

„Halts Mäu", belehrt ihn der Großknecht, „und gib acht, wo du hintrittst mit deinen Trittlingen. Rundum muß's gehen, und überall muß getreten werden. Drinnen muß das Kraut liegen wie ein Stock. Kein Fäserl darf mehr herausstehen. Und geschnabelt wird beim Krauteintreten gar nichts, verstanden?"

„So ist ein Mensch", gibt der Hausmann noch seine Meinung kund. „Erst tritt er die Gabe mit Füßen, — und nachher frißt er's als seine Leibspeis. Aus wär's, wenn's kein Kraut nicht gäb'. Da könnten wir uns die meiste Zeit mit der Faust aufs Maul schlagen!"

Jetzt hörst du den ganzen Tag nichts mehr als das Knarzen der Schwingen, das Rasseln des Krauthobels, die bedachtsamen Tritte der Krauteintreter. Aber am Abend, wenn der ganze Krautberg vom Kaiblgarten in den riesigen Fässern geborgen ist, wenn die schweren Steine auf den Faßdeckeln liegen, daß sie das Edelgut in die erwünschte Gärung pressen, da sagt der Hiller ein herzhaftes Gottdank! Diesmal hätten wir's wieder! Wird der Himmel hoffentlich nächstes Jahr auch wieder seinen Segen geben, damit uns das Kraut nicht ausgeht."

Ein volles Jahr gärt das Edelgut in den Fässern. Ungesalzen eingemacht, wie es früher allgemein üblich war, reift es zu der duftenden Vollwürze heran, die es mit Recht zur Leibspeise aller ländlichen Feinschmecker macht. Auf dem Bauerntisch fehlt es zu keinem Mittagsmahl. Eine dampfende Schüssel Kraut mit einer Schnitte Roggenbrot kommt in jedem Bauernhause als Vorspeise auf den Tisch, sofern man noch am alten Brauch festhält. Erst dann gibt's Fleisch und Knödel. Die gesundheitlichen Wirkungen des echten, ungesalzen eingemachten Sauerkrautes sind allerdings so augenfällig, daß dem Erfinder desselben wirklich ein Denkmal gebührte, wie der Hiller allemal behauptet. Wer möchte ihm widerstreiten? Jedes Bauernkind kennt die Vorzüge dieser bodenständigen Kost aus eigener Erfahrung. Und mit heimatlichem Behagen erinnert man sich des schier weihevollen Krauteinhobelns, und wer gar einmal Kraut eingetreten hat in einem mannshohen Bottich, der mag noch nach Jahren das Wohlgefühl in den sauberen Sohlen fühlen wie heute der Hüterbub, der zum erstenmal zu solchem Amte befohlen ist.

Wildtragödien.

Von Wilhelm Hochgreve-Goslar.

Nicht selten trägt der Mensch mit seinen Kultureinrichtungen (Eisenbahnen, Überlandwerken, steilwandigen Kanälen und Gräben, Steinbrüchen, Umzäunungen, Mähmaschinen) die mittelbare Schuld an Wildtragödien, Unfällen, die dem Wilde zustoßen.

Wirklich tragisch ist es, wenn der Mensch dem Wilde helfen will, es aber durch unsachgemäße Art der Hilfeleistung in Gefahr bringt oder gar sein mehr oder weniger qualvolles Eingehen verursacht. — Bekanntlich eignen sich ausgefaulte Stubben vorzüglich zur Anlage von Salzlecken, indem man in die durch Ausfaulung entstandene Vertiefung den Salzstein hineinlegt. Er wird nicht so leicht von Unberufenen gesehen und durchwürzt nach jedem Regen das modrige Holz, so daß er seine Aufgabe auch noch nach seiner Auflösung erfüllen kann. Rot- und Rehwild nehmen mit Gier das gesalzene, faule Holz auf und lassen derartige Stubben nicht selten in kurzer Zeit fast restlos verschwinden. Daß man nun aber den Salzstein nicht in allzu tief ausgefaulte Stubben legen darf, weil dadurch das Wild gefährdet werden kann, lehrt ein trauriger Fall, in dem sich ein guter Sechserbock in einem solchen Stubbenloch verfing und elend einging. Er wurde halb verludert gefunden.

Bei der Anlage einer Rotwildfütterung im Harz wurde ein sogenannter Kälberstall eingerichtet, der nur schwachem Kahlwild und Kälbern den Durchgang erlaubt. Ein geringer Sechserhirsch aber, der sein Haupt zwischen den Stangen hindurchgezwängt hatte, verklemmte sich darin so, daß er nicht wieder los kam, riß bei seinen Befreiungsversuchen das ganze nicht mehr frische Gebäude um und wurde am nächsten Morgen mit gebrochenem Genick unter den Trümmern gefunden.

Ein das Hegerherz erschütterndes Hasenunglück teilt uns der in Breslau im Ruhestande lebende Staatsförster Kurnoth mit, dessen Schilderung wir hier folgen lassen: „Nach mehrtägigem Schneesturm war endlich ein etwas ruhigerer Morgen angebrochen, und im Walde ließ es sich leidlich spüren. Zwei Füchse waren bereits festgemacht, der eine im Bau, der andere in einer Dickung, dazu auch ein Steinmarder in einem Steinbruch, als ich auf dem Heimweg noch eine weitere, etwas schwächere Steinmarderspur fand, die aus dem Wald heraus aufs freie Feld führte in Richtung auf eine einsame Feldscheune. — Auf dem Felde waren alle Spuren verweht; doch an den windgeschützten Wandseiten der Feldscheuer, des Restgebäudes eines in früheren Jahren abgebrannten Bauerngehöftes, konnte ich feststellen, daß der Marder diese Scheuer zum mindesten revidiert hatte. Ich nahm jedoch an, daß auch dieser zweite Marder festsaß.

Auf dem Heimweg entwarf ich den Schlachtplan. Zwar war es Sonntag; doch nach dem Vormittagskirchgang standen vier Flinten und fünf Treiber zur Verfügung. Zuerst wurde die Fuchsdickung gedrückt. Dieses erste Unternehmen klappte programmäßig: Der Fuchs, ein geprellter alter Rüde, kam mir auf dem Rückwechsel und damit zur Strecke. Danach ging's an die Marder-Scheuer! Zwei mit Klingeln bewaffnete Treiber fuhren ein; schon nach wenigen Minuten sprang der Marder, und ein Schnappschuß holte ihn von einem Pflaumenbaum, auf den er vom Dachfirst aus übergebaumt war. — Auf dem Abendanstand wurde dann noch der andere Marder erlegt. Der zweite festgemachte Fuchs hatte Wind bekommen und fuhr erst nach fast vierstündigem Ansitzen wie ein geölter Blitz aus dem Rohr. Er war in einen Bau geschossen, — leider auf Nimmerwiedersehen: denn dieser Felsenbau war nicht grabbar. Doch nicht nur in dieser Beziehung war der Sonntag für den Heger erfolgreich und lohnend. Nachdem ich bei der zweiten Aktion meinen Stand gegenüber der windgeschützten Hauswand der Feldscheuer eingenommen hatte, schien es mir, als ob eine der vielen halbverwehten Hasenspuren vom Morgen in einer zu ebener Erde gelegenen Kellerluke münde; doch war dies nicht genau festzustellen, da offenbar mehr als ein Dutzend Hasen an dieser Hausseite vor dem nächtlichen Schneesturm Schutz gesucht hatten. Ich beschloß, die Sache am nächsten Morgen genauer zu untersuchen; denn des Kellerfensters unterer Rand war stark nach innen abgeschrägt . . .

Obgleich alle Türen des alten Gebäudes verschlossen waren, gelang mir am nächsten Tag die Öffnung leicht, weil das Holz verfault und morsch war. Kaum hatte ich den in Frage kommenden Kellerraum betreten, da sauste ein mehrfaches Etwas von einer Ecke in die andere und an meinen Füßen vorbei in den Vorraum, eine Art Rumpelkammer, die überfüllt war mit leeren Fässern, Körben und anderem modernden Gerümpel. Infolge des trüben Winterwetters war es fast völlig finster; stärker als der Modergeruch machte sich noch ein intensiver Leichengeruch bemerkbar. — Leider hatte ich versäumt, meine Taschenlaterne mitzunehmen, und obendrein auch noch vergessen, eine volle Streichholzschachtel einzustecken, so daß ich jetzt lichtlos zunächst so gut wie nichts erkennen konnte. Nach einiger Zeit gewöhnten sich aber die Augen an die Dunkelheit, ich entdeckte drei lebende Hasen in diesem Keller und dazu mehrere Dutzend Kadaver und Gerippe von hier elend verhungerten Hasen!

Den lebenden drei Löffelmännern gab ich natürlich sofort die Freiheit wieder; durch die offene Kellerluke, die ihnen zum Verhängnis geworden war, setzte ich sie an die frische Luft. Als ich mir dann tags darauf diese Hasenfalle nochmals genauer im Lichte der elektrischen Taschenlaterne besah, fand ich die kläglichen Überreste von noch weiteren Hasen; im ganzen waren mindestens dreizehn Tiere in diese merkwürdige Falle geraten. Natürlich wurde die Kellerluke sofort versetzt . . .

Dieser Vorfall lehrt, daß der Heger seine Augen überall haben muß, um sein Wild vor dem Umkommen zu bewahren; denn überall lauert der Tod!



Bunte Chronik



Erschütternde Botschaft aus der Tiefe eines Schachts.

In England hat kürzlich ein Bergwerksunglück stattgefunden. Die Bergleute sind durch schlagende Wetter auf einer Schachtsohle, die 600 Fuß unter der Oberfläche liegt, verschüttet worden. Als man jetzt an die Bergung der Toten heranging, fand man bei einem ein Stück Kohle liegen, auf dem er mit Kreide als Abschiedsgruß für seine Frau geschrieben hatte: „Farewell, Fanny, Old Pet" (Leb wohl, Fanny, Dein alter Peter). Und dazu vier Kreuze. Der unglückliche Bergmann muß diese Worte in vollkommener Dunkelheit geschrieben haben, denn im Augenblick der Katastrophe gingen sämtliche Lampen aus.







Der neue Telephonapparat: Und ich bekomme doch keine Verbindung!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.